

[...]

5.10.

Der Alltag eines Schriftstellers besteht aus tausend kleinen Anpassungen an Diskurs und literarische Programme. Auftragserledigungen, Jurysitzungen, Radioaufnahmen, Studiobesuche, Workshops in Kleinstädten, Poetikdozenten, Hörspielmanuskriptabgaben, Leseproben im Theater, Lektoratstreffen, Schreibaufträgen für eine Tageszeitung, Podiumsdiskussionen, Kurzstatementents, Transferaufgaben, Lesereisen, Moderationen, unterwegs sein in aktuellen Themenfeldern: NSA, Frontex, Ökonomie/Finanzkrise, Biopolitik, IS, usw. und so fort.

Mein Oktoberprogramm ist insofern typisch: Eine Lesung in Tirol aus meinem gegenwärtigen Buchprojekt, um die Texte öffentlich zu testen. Einen Workshop zu Facebook mit Schülern in der Akademie der Künste, eine Lesung im Club zum Thema Arbeit, einen Auftritt zu Foucaults und Derridas Todestag samt Podiumsgespräch, ein Galerie-Opening zur Buchpräsentation der Anthologie „Bibliothek der ungeschriebenen Bücher“, ich schlug aus, den Theaterdiskussionsabend zu Ödon von Horvath in der Berliner Schaubühne wahrzunehmen, zu dem ich eingeladen wurde, vermutlich, weil ich Österreicherin bin. Foucault und Derrida in einer Woche reichten. Danach fahre ich nach Mailand zu einer szenischen Lesung von „wir schlafen nicht“ samt Podiumsgespräch mit einer Wirtschaftswissenschaftlerin und nach Wien, um das erste Deserteursdenkmal Österreichs zu eröffnen, das der Konzeptkünstler Olaf Nicolai gestaltet hat. Daneben werde ich mit Milo Rau skypen, der mich im Sinn hat für sein Reenactmentprojekt zum Kongo-Tribunal, während im Nebenzimmer mein Mann ein kleines Theater-Festival zu 25 Jahre Mauerfall vorbereitet. Wenn ich noch daneben sechs kleine Aufnahmen für das Deutschlandradio hinbekomme, bin ich glücklich. Der reinste Irrsinn? Der reinste Irrsinn, bzw. eine Variante von entweder: „im Geschäft bleiben“ oder „im Diskurs bleiben“, „im Gespräch bleiben“, sich unterhalten. Die Rolle des Schriftstellers bzw. der Schriftstellerin hat sich enorm gewandelt in den letzten 20 Jahren, sie hat sich angeglichen den zahlreichen Formen des eifrigen Dabeiseins, wie sie Rainald Goetz beschrieben und betrieben hat, die die Frage nach gesellschaftlicher Kritik neu definieren bzw. die Unmöglichkeit des „klassischen“ Konzepts kritischer Distanz, und mit Rainald Goetz glaube ich, dass es eine Option sein kann, eine Art hysterischer Affirmation als Teilstrategie meiner Arbeit zu sehen. Literarische Arbeit besteht allerdings nie aus nur einer Strategie, sondern aus zahlreichen, sich widersprechenden, widerstrebenden. In ihren Spannungszuständen liegt enormes ästhetisches Potential.

5.10.

Literarisches Schreiben ist insofern nichts, was sich zu 100% aus der Schreibtischsituation und dem weißen Blatt Papier zusammensetzt, sondern aus zig Telefonaten, Zeitungslektüren, Theorielektüren, Begegnungen, Interviews, Ideen, die wieder verworfen werden, aus jeder Menge Dranbleiben und Sturheit, aus Hörbeispielen, Zugehörtem, Sprachattacken, eigenen Diskussionsbeiträgen – „ich höre mich plötzlich dies und jenes Vorurteil formulieren“ – ja, die Selbstüberraschung bleibt fixer Bestandteil meiner Arbeit, sie ist natürlich schlecht einzukalkulieren. Zeit ist der eigentlich wichtigste und anachronistischste Faktor. Denn in einer Just-in-Time-Gesellschaft fällt es schwer, eine offene Zeitstruktur aufrechtzuerhalten. Zu sagen: Diese Erzählung, ohnehin nur 6 Seiten lang, braucht aber ein halbes Jahr Produktionszeit, weil ich sie einfach schneller nicht denken kann, ist schlecht verständlich zu machen.

[...]

16.9.

Telefongespräch mit Taz-Redakteur: „Wir können nichts zahlen für die Veranstaltung in Leipzig über Google Amazon und Facebook. Ich weiß, ich weiß, Sie kommen dann nicht, aber sehen Sie, jetzt werden wieder nur die Politiker kommen, die das ja machen müssen für lau.“

[...]

12.9.

Midlife Crisis Aufenthalt in Rom: Junge Kolleginnen, die nicht akzeptieren wollen, dass man 43 ist: „Und wo hast Du studiert?“ als hätte ich gerade debütiert. Danach die Aufzählung, welche Stipendien, Hausautorenschaften man selbst schon bewältigt hat. Man checkt sich nach der Geschäftstüchtigkeit, dem Angekommensein im System ab. Es beginnt jenseits zu werden. Es ist so merkwürdig geworden, wie heute Dramatikerbiographien ablaufen: UDK, DLL; Angewandte Wien, Biel, Graz – da lernt man schreiben, und was noch wichtiger ist: Man vernetzt sich. Networking scheint auch auf dem ästhetischen Feld sämtliche Regulationsfunktionen zu übernehmen. Man wird an die Häuser rangeführt, bekommt eine Portion Pragmatismus verabreicht. Dann gibt es die Autorentheatertage in Wien, in Berlin, nochmal Berlin. Man wird Hausautor da und dort, man geht nach Stuttgart auf Solitude zum Stipendiumsamt und macht zusammen mit bildenden Künstlern ein Projekt. Man macht überhaupt Projekte mit diesem und jenem Haus. Man macht auch Regien. Führt seine Sachen selbst auf. Kommt ins Regiemachen rein, findet Texte nicht mehr so wichtig wie es am späteren Abend meine Kollegin Anne Habermehl ausdrückte und landet dann als Regisseur im Stadttheater um Projekte zu machen, die mit Jugendlichen, Alten, Stadtteilmannschaften entstehen. Man holt die Stadt ins Theater, nachdem sich die Städte mehr und mehr vom Theater verabschieden.

Oder: Man macht nur noch seine Texte weiter und schreibt 3-4 Stücke im Jahr, um sichtbar zu bleiben. Sagt: Ich mache immer das gleiche, weil mich stets neu zu erfinden, ist neoliberale Ideologie. (So in etwa René Pollesch) Dass es ebenso neoliberale Ideologie ist, das stets gleiche als quasi neue Inszenierung zu verkaufen, bliebe doch zu überlegen. Vieles erscheint als perfekte Selbstrechtfertigung. Das Unangenehmste bleibt aber das konkurrenzige Sich-Abchecken und staten: Hallo, ich bin auch mit dabei.

Meine Biographie ist eine andere, aber ich bin genau im selben historischen Rahmen gelandet. Ich bin jetzt die auf der anderen Seite, die, die jetzt in den Jurys sitzt, die unterrichtet, die Workshops gibt, um meine Familie zu finanzieren. Um mich sichtbar zu halten. Ich bin die, die in der Akademie der Künste zugange ist und auf vielen Podien vertreten ist. Auch nicht viel besser.

Ich höre mich klagen: Die jungen Autoren kümmern sich nicht mehr darum, wer oder was vor ihnen war. Sie lesen nichts mehr. Sie wollen nur selbst schreiben. Sie wollen gehört werden. Sie wollen Erfolg haben. Sie wollen bestätigt werden. Wie denn? Wollen Sie keinen Erfolg haben?, kann man mich sofort fragen. Naja, ich möchte ja schon provozieren. Ich möchte nicht nur gefallen in dem, was ich mache. Ich möchte, dass die Sachen gehört werden, aber setze die Bereitschaft voraus, dass man Dinge hört, die in einem Widerspruch erregen.

Dass alles glatt reingeht, beschäftigt die Jungen. Zu ungenau hat man sie in Biel beurteilt bei der Aufnahmeprüfung, sagt Katja Brunner. Und Anne Habermehl bekräftigt: Man kann doch nein sagen zum System. Dass Utopie eine Schönheit in sich trägt, sagt sie aber zwei Minuten später. Der Glaube an das Gute im Menschen, meint sie in Bezug auf Ebner-Eschenbach. Es klingt hart nach Kitsch. Sie hat aber schon den Verdacht, den Ebner-Eschenbach-Auftrag des Schauspielhauses Wien sich schön zu reden. Man muss sich von mir erholen, ist mein Eindruck, als ich gehe.

[...]

10.7.

Petra Gropp, meine Lektorin, kommt heute zu Besuch. Sie berichtet aus dem Literaturbetrieb, von den Plänen des Fischer Verlags, und kommt dann irgendwann auf ihre typisch kaltschnäuzige Art zum Statement: Menschen wie ich würden nur noch singuläre Ereignisse schaffen, den Diskurs nicht bestimmen können. Ich müsste mal eine Kampagne starten, ein Forum, irgendwas. Ich schlage die Hände überm Kopf zusammen. Wirkung ist alles! Sie spricht schon weiter: Zu viele junge Debütanten bekämen Aufmerksamkeit, und dann verpufft alles. Keine intellektuellen Standpunkte mehr. Jeder hat Angst vor einer Konfliktsituation. Zurückweichende Meinungen. Auf Podien. Ich als Österreicherin bin natürlich andauernd ängstlich anzuecken. Zu diplomatisch.

Sie schlägt nochmal vor, ich solle eine Neue Rundschau machen. „Bitte, es steht Dir frei!“ Mir schaudert vor der Zusatzarbeit, aber mal sehen.

Silvia Bovenschen schlägt in unserem kurzen Telefonat am Nachmittag kollektives Schreiben vor, das wäre eine Form, die sich etablieren könnte. Ich wehre ab, glaube in Hinblick auf literarische Ästhetik nicht daran, habe es oft genug versucht.

[...]

26.6.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus – die Literatur muss diesen Schatten zu zeichnen imstande sein. Hmm.

20.6.

Wir leben in einer Welt der permanenten Netzwerke. In den Medien werden sie als Überwachungs- oder Kommerzialisierungstools besprochen, sie gelten als Beispiele des personalized Internet, d.h. als eine Form der Weltaneignung, die eigentlich nur der Blick in den Spiegel ist. Was passiert, wenn wir die Welt über soziale Netzwerke wie facebook wahrnehmen? Ist es ein permanenter Dialog? Oder erscheint es einem als monströser Monolog einer Maschine? Im Workshop würde ich gerne Geschichten über facebook und andere soziale Netzwerke sammeln, möchte auch erfahren, was passiert, wenn man keine Zugang hat, wenn man darin fehlt, was passiert, wenn Dinge über einen darin erzählt werden, die man nicht veröffentlicht sehen möchte – welche Tricks und Strategien da anzuwenden sind, vielleicht können es ja literarische sein?

[...]

16.3.

Groteskes Castinggespräch mit dem Regisseur Christopher Rüping für das Zürcher Schauspielhaus. Ich fiel gleich raus, weil ich nicht flexibel genug bin, übermorgen nach Zürich zu gehen. „Wir würden gerne was Zeitgenössisches machen“, sagte er, „gemeinsam mit den Schauspielern was erarbeiten, du würdest natürlich schreiben, aber es gibt dann immer die Feedbackschleifen von den Schauspielern.“ Das Thema Alzheimer schlägt er vor, Demenz, Sprachverlust.

Irgendwie muss man denen immer mehr das Gefühl geben, sie wären die eigentlichen Autoren, immer sind die anderen die eigentlichen Autoren und man stellt nur eine Dienstleistungsfunktion zur Verfügung. Gottseidank war dies mein erstes Gespräch dieser Art, aber ich ahne, da kommt noch mehr. Der Theaterbetrieb wird umgebaut. Die klassische literarische Autorschaft verschwindet oder wird verheizt in kleinen Stückchen. Wenige Namen, die oft selbst Regie führen, bleiben.

Der Autor ist nicht mehr der Autor, so viel steht fest. D.h. die Autorenfunktion übernehmen andere. Der Autor ist der Dienstleister, der eher wie ein Dramaturg zuarbeitet, was die Schauspieler, was der Regisseur sich so überlegt, er ist den Kontrollinstanzen unterworfen, der Text muss sich andauernd den Bedürfnissen des Teams anpassen, er muss der Kontrolle standhalten.

Und immer mehr starre ich auf E-Mails, die ich geschrieben habe, um festzustellen, dass das wirklich ich war. Gibt es mich noch oder hat es sich gerade online verflüssigt. Welche Antworten schreibe ich gerade? Was ist das für eine flüssige Welt, die mir entgegenschlägt. Welche Zeitlichkeit ist in ihr noch möglich? Gibt es nur das JETZT, die Zeit, die regiert, das „ich will das jetzt sofort!“ meines Sohnes scheint sich verselbstständigt zu haben. Hier und jetzt, jetzt aber sofort, spring und liefer mir den Kram, den ich brauche. „Wir haben da eine Spielplanlücke, da suchen wir noch was, gegen Ende des Jahres“? Jetzt brauche ich wirklich einen Lottogewinn.